

Überbauung Eiwog Dinhard ZH

Autor(en): **Schwarz, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk - Archithese : Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst = revue et collection d'architecture et d'art**

Band (Jahr): **65 (1978)**

Heft 21-22: **"Dorf" = "Village"**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

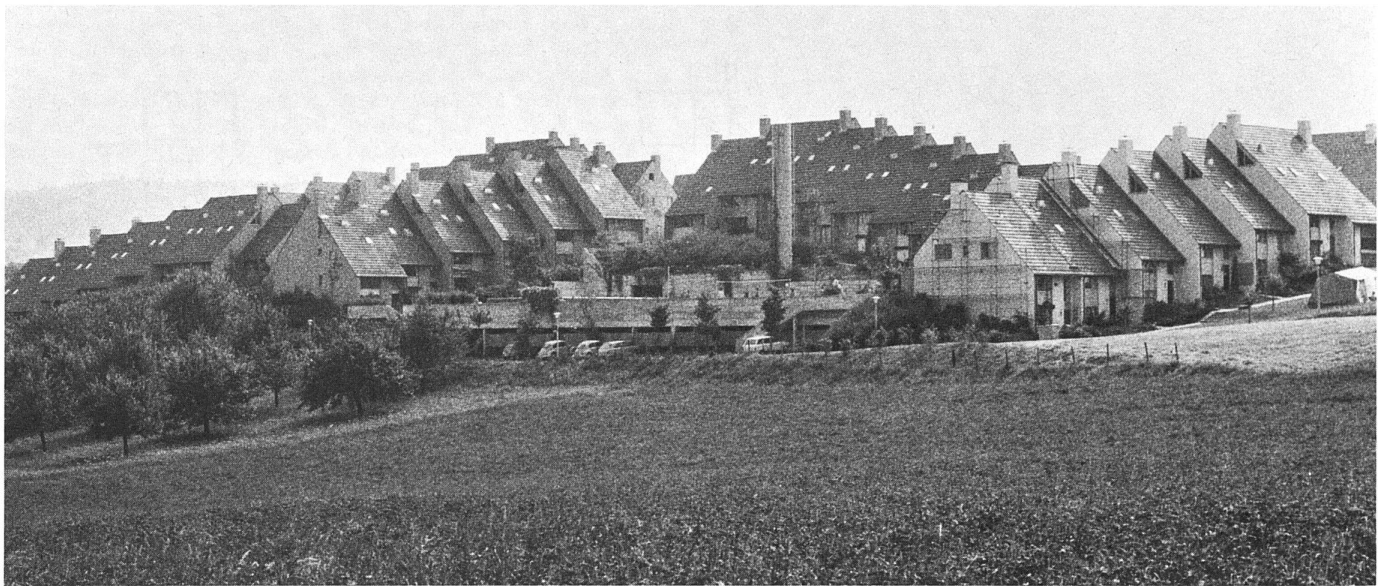
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-50146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



25 Überbauung Eiwog / ensemble d'habitation Eiwog in / à Dinhard ZH. Architekt / architecte: Fritz Schwarz, Architekt SIA/BSA; Mitarbeiter / collaborateur: H. Abati.

FRITZ SCHWARZ

Überbauung Eiwog Dinhard ZH

Dinhard war die erste Eiwog-Überbauung. Das Projekt ging aus einem Wettbewerb unter 4 Architekten hervor. Die 42 Reihenhäuser wurden 1972–74 erstellt und sehr rasch verkauft.

Konzept:

- 42 Häuser (später kamen 9 dazu) in 6 Reihen an einem steilen Osthang.
- Steildächer 45° mit voller Ausnützung aller Dachräume. Belichtung über Giebel Fenster, die durch Höhenstaffelung in den Brandmauern möglich werden.
- Einheitliche Achsbreite 5,50 m. Differenzierung in der Hausgrösse (3 1/2, 4 1/2, 5 1/2, 6 1/2 Zimmer) durch veränderte Haus-tiefe mit entsprechend vergrössertem Giebelausbau.
- Orientierung Nord-Süd und Ost-West, wobei die Wohnküche jeweils nach Norden resp. Osten liegt.
- Ausnützung 0,5
- Private Aussenräume durch vorgezogene Trennmauern mit Storen auf Hausbreite.

– Heizzentrale, Spielwiese, Spielplätze, Schwimmbad 7,5 × 15 m mit Planschbecken und Sitzstufen, unterirdische Einstellhalle 50 Plätze.

– Umgebung ausserhalb der individuell bepflanzten Privatbereiche: Wiese mit Obstbäumen.

– Verkaufspreise inkl. Einstellplatz und Anteil an gemeinsamen Einrichtungen:

3 1/2-Zi-Häuser 210–220 000.–

4 1/2-Zi-Häuser 220–250 000.–

5 1/2-Zi-Häuser 245–270 000.–

6 1/2-Zi-Häuser 290–300 000.–

Die Häuser wurden im Stockwerkeigentum mit Miteigentum an den gemeinsamen Einrichtungen und Sonderrecht an Haus und Garten verkauft.

Erfahrungen

Die Baubewilligung wurde im guten Einvernehmen mit der Gemeinde erteilt, die auch Einsitz im Preisgericht hatte. Nach Fertigstellung des Rohbaus entstand ein Proteststurm in der Bevölkerung

(erdrückende Baumasse, dominierende Dächer, städtisch-konzentrierte statt ländlich-lockere Bauweise), der eine rasche Inangriffnahme der 2. Etappe verhinderte. Die aktive Teilnahme der neuen Einwohner am Gemeindeleben führte aber innerhalb von 2 Jahren zur Bewältigung der Integrationsprobleme. Die ästhetische Kritik erwies sich als Vorwand, die Probleme lagen in der Konfrontation von 400 alten mit 200 neuen Einwohnern.

Nord-Süd- und Ost-West-Orientierung wurden von den Käufern als gleichwertig taxiert. Die Verteilung der Räume auf total 4 Geschosse führte zu wenig Kritik. Die offene Wohnküche wurde positiv angenommen, die räumlich integrierte Treppe ebenfalls. Varianten mit einem Haushaltsraum neben der Küche fanden zugunsten eines grossen Wohnzimmers keinen Anklang.

Von der Möglichkeit zu Eigenleistungen wurde kaum Gebrauch gemacht. Gewünschte Varianten beschränkten sich auf Ausrüstung

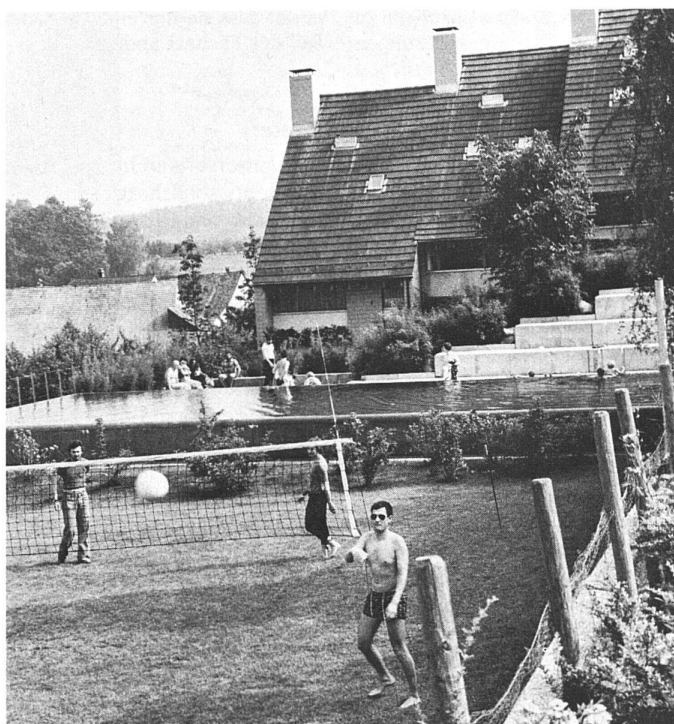
der Sanitärräume und Wahl der Bodenbeläge.

Der Eigentümerverein nahm sofort alle Probleme aktiv an die Hand. Ein Freizeitverein beschloss den Bau eines Mehrzweckraumes von 80 m² in der 2. Etappe auf eigene Rechnung (Fr. 65 000.–).

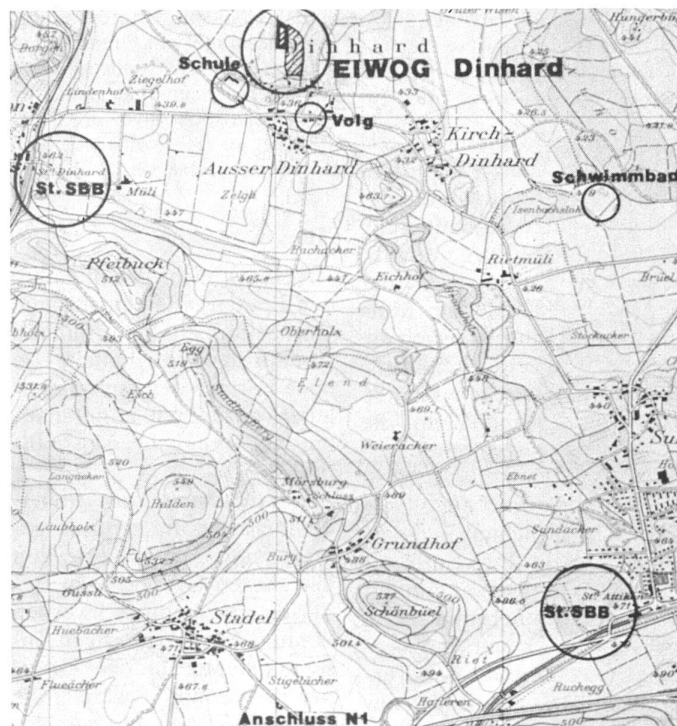
Für die Gemeinde entstehen gewisse Schulprobleme, da unerwartet viele Kinder in der neuen Siedlung zur Welt kamen. Die Forderung nach einem 2. Kindergartenjahr musste von den Eiwog-Bewohnern politisch durchgesetzt werden.

Die nachbarlichen Verhältnisse sind gut. Neben gemeinsamen Freizeitaktivitäten werden Kollektivfahrten zum Arbeitsplatz und zum Einkauf organisiert. Die Bewohner beurteilen die Überbauung positiv.

Architekt Fritz Schwarz, Zürich / Mitarbeiter H. Abati
Ingenieurbüro Gebert, Hauser + Holenweg, Fällanden
Örtliche Bauführung Argeba, Zürich



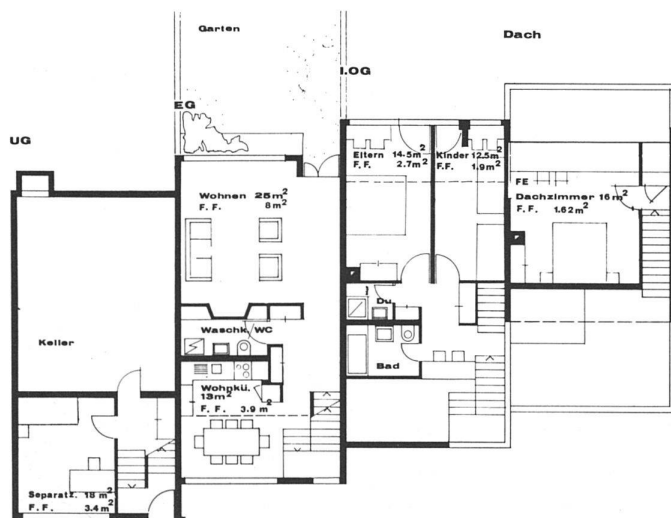
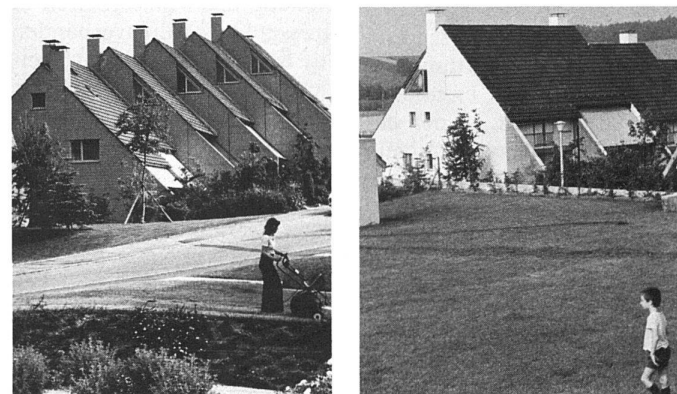
26 Gemeinschaftszone / espace communautaire.



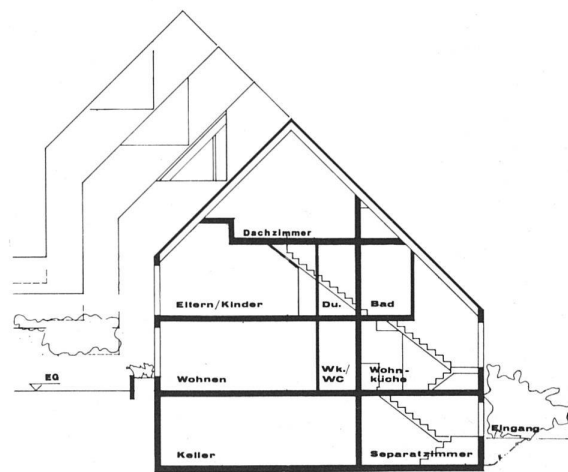
27 Lage im Rahmen der bestehenden Infrastruktur / situation.



28–30 Details



31 Grundrisse / plans.



32 Schnitt / coupe.

meindeleben eine wichtige Motivation entziehen.

These:

3. Die weite Trennung von Wohnen auf dem Lande und Arbeiten in der Stadt, die parallel mit der Rollenteilung von Mann und Frau verläuft, fördert die Isolation der Frauen und Kinder im Mutter-Kind-Ghetto. Hat sich die Frau hier, in der ausschliesslichen Wahl zwischen Familie oder Beruf, einmal für die Familie entschieden, verzichtet sie zugunsten von Kindern und Ehemann auf die eigene Selbstverwirklichung in politischer Hinsicht. Ihre Entfremdung nach «aussen» kann mit den Fahrten zum Einkaufen in Winterthur kaum wettgemacht werden. Das Kind erlebt sein «Eldorado» auch nur solange, als es in seiner Entwicklung auf die Familie bezogen bleibt. Bedingt seine Ausbildung später, dass es jeden Tag nach Winterthur oder Zürich reist, wird es überlastet. Als Umwelt, in der das Kind Erfahrungen sammeln soll, ist die Struktur der Siedlung, nur aus Wohnen und Freizeit bestehend, zu homogen, als dass das Kind, über das Spiel mit seinen gleichaltrigen Freunden hinaus, den gesamten Alltag erleben könnte.

Antwort des Architekten:

Die Eiwog kann die grundsätzliche Problematik unserer Gesellschaft – Trennung von Wohn-

und Arbeitsort, Entfremdung, Entmischung – mit ihren Bauten nicht lösen. Die bauliche Betonung der Gemeinschaft stellt aber sicher einen Schritt von der Isolation weg zu einer vollständigeren Erlebniswelt dar.

These:

4. Es ist nicht genug getan, den Leuten eine gemeinsame Garage und ein Schwimmbad zur Verfügung zu stellen. Um neue Formen des Zusammenlebens anzuregen, könnten intensivere bauliche Massnahmen ergriffen werden, wie z.B. Anordnung der Individualbereiche um zentrale gemeinsame Räume, die frei von der ganzen Gruppe nach Bedürfnissen genutzt werden können. Gerade im engen Zusammenleben in der Gruppenüberbauung wäre die Chance gegeben, mit gemeinsamer Organisation von Erziehung und Hausarbeiten in grösseren Familienverbänden für den einzelnen mehr Freiheit zu erreichen. Wird die Einrichtung des Gemeinschaftsraumes, wie in Dinhard, den Bewohnern überlassen, kann es Fälle geben, wo wegen Mangels an zusätzlichem Geld für einige Familien das Mitmachen nicht möglich ist.

Antwort des Architekten:

Die Eiwog knüpft an bestehende konventionelle Wohnvorstellungen an und versucht, sie optimal zu lösen. Wenn neue Wünsche an sie herangetragen werden, ist sie

sicher bereit, andere Lösungen zu suchen. Echte Veränderungen müssen aus gesellschaftlichen Bedürfnissen kommen. Es ist fraglich, ob sie durch Architektur provoziert werden können. Dass die Eiwog reagieren kann, beweist die Anlage eines Mehrzwecksaales in der 2. Etappe, der durch einen Teil der Bewohner finanziert wurde (Fr. 60000.-).

These:

5. Die Eiwog hat einen ersten Schritt getan, um aus den gewohnten Wohnformen, Block und Einfamilienhaus, herauszukommen. Die Erfahrungen mit Dinhard werden nun aber nicht überprüft und ausgewertet, wie das zum Beispiel die Metron macht, und als Grundlage für weiterreichende Experimente benutzt, sondern sie hält in den geplanten Siedlungen in Zukunft am Erreichten als «gutem Rezept» fest. Mit einigen formalen Abwandlungen werden die Ziele der Genossenschaft nicht in Frage gestellt.

Antwort des Architekten:

Die Tatsache, dass die Eiwog eine Produktions- und keine Verwaltungsgenossenschaft ist, zwingt sie, Probleme immer wieder neu anzupacken. Die Gefahr, gute Rezepte weiter zu verwenden, besteht vielleicht. Der Spielraum für Experimente ist klein geworden. Der Überlebenskampf darf sich wahrlich nicht nur auf finanzieller Ebene abspielen, sondern muss zu dauernd besseren Konzepten führen. Die Eiwog bekennt sich zur Pluralität im Wohnungsbau. Sie ist sich be-

wusst, dass sie nur einen kleinen Teil des Fächers abdecken kann.

These:

6. Einerseits sieht die Eiwog als Genossenschaft ihre Aufgabe auf die Produktion von Wohnraum beschränkt und übergibt die Siedlung dann dem Verein der Bewohner zur Selbstverwaltung, andererseits übt sie aber weiter eine Kontrolle aus, durch verschiedene Bestimmungen, die sie zum voraus erlassen hat, wie zum Beispiel Baumgrößen, formales Bild der Häuser nach aussen, Vorkaufsrecht während 10 Jahren etc. Soll die Selbstverwaltung wirklich frei funktionieren, muss die Eiwog dem Bewohnerverein überlassen, solche Bestimmungen einzusetzen. So wie es jetzt läuft, delegiert die Eiwog die Verantwortung für die Schwierigkeiten, die sie zum Teil selbst verursachte, an die Bewohner, behält sich aber das Recht vor, zu bestimmen, was zu tun ist.

Antwort des Architekten:

Die Idee der Selbstverwaltung ist ein Kernstück der Eiwog-Philosophie. Sie zwingt die Bewohner, sich mit ihren Problemen aktiv auseinanderzusetzen. Die genannten Bestimmungen sind als Schutz vor Missbräuchen gedacht (z.B. spekulative Verkäufe). Falls sich die Bewohnervereine bewähren, wäre es tatsächlich richtig, ihnen die Regelung über Ergänzungen und Veränderungen zu überlassen. *Fritz Schwarz*

Suite de la page 5

LE VILLAGE

une bonne qualité de vie. L'image effrayante des banlieues américaines satisfaites entourant un centre détruit est dans l'esprit de tous.

Pensons aussi à l'isolement:

Les ensembles d'habitation ont – du moins au début – une population trop uniforme. Ils sont le plus souvent habités par des familles du même type, au même revenu, aux intérêts semblables.

L'éventail des expériences qu'un enfant peut y faire est trop étroit. Les ensembles d'habitation qui favorisent la ségrégation des différentes couches sociales peuvent devenir dangereux. Ils ne doivent donc pas être conçus isolément, mais à l'intérieur d'un cadre plus vaste. La vie dans les ensembles ne doit pas menacer l'équilibre de la vie de la commune.

Il y a la compensation:

Les groupes qui se transforment en îlots bénis au milieu d'un monde hostile tendent à renforcer

les facteurs négatifs. Il est évident que les habitants d'une communauté ne peuvent être actifs que si leurs besoins fondamentaux sont satisfaits. Mais l'activité ne doit pas s'arrêter à la satisfaction optimale des besoins d'un groupe restreint. L'ensemble d'habitation ne constitue un apport heureux que lorsqu'il est enrichissement et non pas compensation.

Il y a enfin le contrôle social:

Le pouvoir d'attraction magique de la ville est dû au fait qu'elle permet aux nouveaux venus de s'y

émanciper en les libérant du carcan conformiste de la communauté villageoise. Le terrorisme du ragot villageois ne doit pas être remplacé par le qu'en-dira-t-on des ensembles d'habitation. Le choix des activités au sein de la communauté doit être libre. Les zones de contact n'ont de sens dans le groupe que si chacun peut aussi avoir ses zones d'isolement.

Seule la critique permet de discerner les erreurs de ce genre. C'est pourquoi nous lui avons laissé le champ libre dans ce numéro. ■